

MEINE EINSAMKEIT

An manchen Tagen vermisse ich den Verwirrten, der sich nie wäscht und selbst im Winter ohne Hosen die Schönerhauser Allee auf- und abgeht und vor jedem, dem er begegnet, stehenbleibt, um ihn anzubetteln, weil außer ihm niemand meine Nähe sucht.

Ich weiß nicht, ob es überhaupt jemandem auffallen würde, wenn ich nicht mehr da wäre. Ich habe schon einmal in der ganzen Gegend Fotos von mir aufgehängt, unter denen meine Telefonnummer stand und die Frage: «HABEN SIE DIESEN MANN GESEHEN?»

Natürlich wartete ich vergeblich auf einen Anruf.

Auf der Straße werde ich ständig angerempelt, weil mich alle übersehen. In Restaurants sieht man mich verzweifelt nach dem Kellner winken, bis sie schließen und die Putzfrau meinen Stuhl hochstellt. Manchmal gehe ich deshalb gleich in die Küche und koche mir mein Essen selbst, das Geld hinterlege ich an der Kasse.

Ich sollte mir wohl ein Haustier anschaffen, eins, das nicht zu stolz ist, mir seine Liebe zu zeigen. Es muß mich nicht wie ein Hund anspringen vor Freude, es würde mir schon reichen, zu wissen, daß es leidet, wenn ich einmal nicht mehr bin. Dann wüßte ich, daß ich jemandem etwas bedeutete. Andererseits ist der Gedanke, daß das einzige Wesen, das zu mir steht, meinetwegen leidet, auch nicht schön. Also vielleicht doch eher ein Bandwurm, der sich nach meinem Tod noch eine Weile von mir ernähren kann. Dann weiß ich, daß für meinen kleinen Freund gesorgt ist.

Ich weiß nicht, warum ich mich so schwer tue, Anschluß zu

finden, eigentlich bin ich nämlich sehr anhänglich. Es tut mir immer leid, mich nach einer Führung durch ein Museum wieder von der Gruppe zu trennen, wo wir uns doch gerade erst kennengelernt haben. Manchmal folge ich dem Führer bis zu ihm nach Hause. Die letzten Meter rennt er, um mich abzuschütteln.

«Sie können da nicht rein.»

«Ich dachte, wir wären Freunde.»

«Ich suche mir meine Freunde aber lieber selber aus.»

«Heißt das, Sie wollen nichts mehr mit mir zu tun haben?»

Die Antwort ergibt sich für mich aus der Art, wie er die Tür schließt.

Es ist besser so, er hätte mich früher oder später enttäuscht, genau wie alle anderen.

Wenn ich menschliche Wärme suche, muß ich in den Streichelzoo gehen, mich heimlich zu den kleinen Schafen stellen und auf eine Kindergruppe warten. Die Kinder freuen sich über die Schafe und streicheln sie liebevoll. Nur mich lassen sie aus.

«Und was ist mit mir?» frage ich.

Die Kinder weichen instinktiv zurück.

«Kommen Sie da raus!» sagt der Tierpfleger.

«Wieso? Ich habe ein Recht, hier zu stehen. Der Mensch stammt vom Tier ab.»

«Aber wir haben nur niedliche Tiere.»

«Ich bin doch niedlich.»

«Sind Sie nicht.»

Zum Beweis zerrt er ein Kind zu mir herüber. Das Kind schreit und tobt, es will mich partout nicht berühren. Ich

bin so gekränkt, daß ich freiwillig gehe. Die Schafe weinen mir keine Träne nach.

Wo sonst kann ich menschliche Wärme finden? Ich habe es schon am Flughafen versucht, wo man mit Emotionen nicht spart. Ich gehe oft dorthin, wenn mir nach süßem Schmerz oder überströmender Freude ist. Am Abreiseschalter beobachte ich Paare, die sich für längere Zeit trennen. Ihre Tränen fließen, sie wirken wie aus der Welt gefallen. Mit gebeugtem Haupt entfernt sich der Mann und dreht sich noch einmal nach seiner Frau um, die ihm einen Kuß zuwirft. Für einen Moment kann ich mich der Illusion hingeben, ihr Blick hätte mich gesucht und werfe mich wie ein Bodyguard zwischen die beiden, um den Kuß abzufangen. Aber die Frau ruft den Wachschatz, und man zerrt mich fort.

An anderen Tagen gehe ich zum Ankunftsschalter und beobachte Paare, die lange Zeit getrennt waren. Der Mann hält eine Rose in der Hand, die Frau fällt ihm vor Glück weinend in die Arme. Manchmal kann ich mich nicht beherrschen, dann stelle ich mich zu ihnen und umarme sie von hinten. Sie schrecken dann immer zurück, als hätte sie ein nasser Frosch angesprungen, das ist sehr verletzend.

Es hilft nichts, ich habe den Anschluß verpaßt. Die Menschen haben sich schon untereinander aufgeteilt. Also bleibt mir nur die Kirche. Jesus macht keinen Unterschied zwischen niedlich und häßlich, beliebt und unbeliebt, arm und reich. Ich knie vor seinem Kreuz nieder und bete: «Herr, du bist für mich gestorben.»

Jesus schweigt. Aber ich weiß, daß er mich liebt.

«Ich danke dir für deine Liebe.»

Von oben höre ich Geräusche. Am Kruzifix tut sich etwas. Jesus zerrt an seinen Nägeln. Er windet sich in panischer Angst und schreit: «Hilfe! Hilfe! Hört mich denn keiner? Holt mich hier raus!»

«Herr!» rufe ich. «Herr!!»

«Weg!» schreit Jesus. Er hat es geschafft, sich loszureißen und rennt an mir vorbei. Eine Hand hängt noch am Kreuz, das er hinter sich herschleift.

«Ein Irrer!» ruft er draußen, nackt wie er ist und mit einer Dornenkrone auf dem Kopf.

«Wo?» fragen die Leute beunruhigt.

«In der Kirche! Mich kriegt ihr da nicht mehr rein!»

Bürgerwehr umstellt das Gebäude und riegelt die Straßen ab. Über Megaphon wird die Bevölkerung vor mir gewarnt. Experten erwägen die Sprengung des Gebäudes.

Allein in der Kirche, verfehmt unter den Menschen, verlassen von meinem Heiland, weiß ich, was ich zu tun habe, was im Grunde mein ganzes Leben lang schon von mir erwartet wurde. Ich tauche meine Hände ins Taufbecken und trenne mir mit dem Dorn eines der Kerzenständer vom Altar die Pulsadern auf. Mein Blut vermischt sich mit dem geweihten Wasser. Es ist besser so. Ich war allein auf der Welt, ein Irrtum der Schöpfung, der endlich korrigiert wurde, wenigstens dabei konnte ich mich nützlich machen.

Die Welt atmet auf.